[s.n.]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 14

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

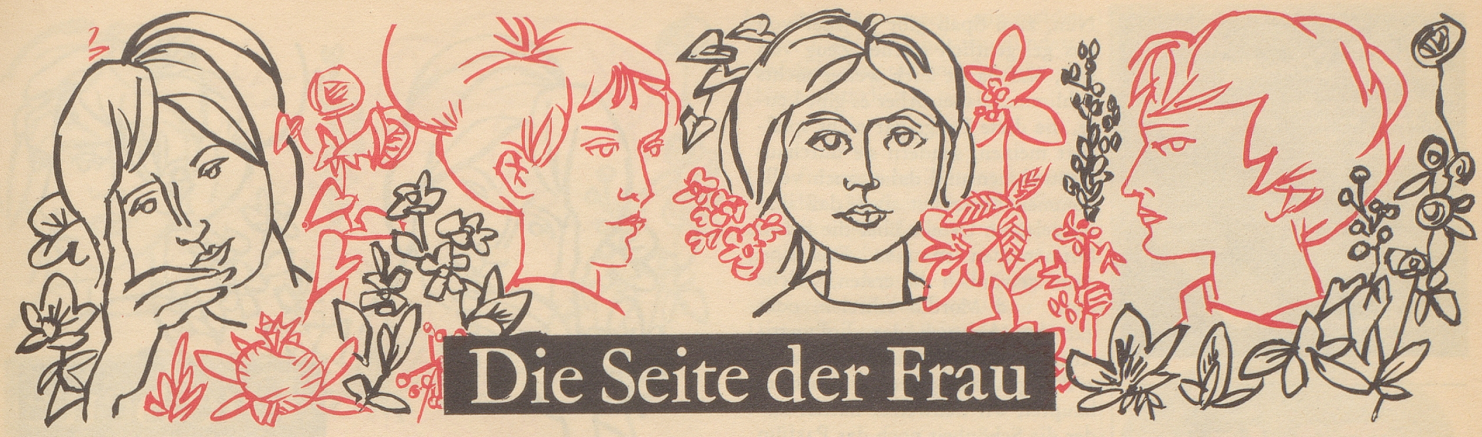
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Die Seite der Frau

Vom Zugabewesen

Ich habe vor Jahren schon einmal an dieser Stelle über das Verhalten des Konzertpublikums geschrieben, ein Verhalten, das seither noch erheblich prononcierter zutage tritt: der donnernde und trampelnde Applaus, der die Musiker zu mehr und mehr Zugaben drängt.

Darauf wollte ich jetzt, da die Konzertsaison langsam ihrem Ende zugeht, zurückkommen. Und da schreibt mir zufällig eine Leserin, die ihrem Aergernis über den Krach im Konzertsaal Luft macht, – wenn auch aus etwas anderen Gründen. Sie möchte, nachdem der letzte Ton eines Meisterwerkes – nach meisterhaftem Vortrag – verklungen ist, in Ruhe und Sammlung ihre Eindrücke nach Hause tragen, wie dies ja allerorts bei Kirchenkonzerten der Fall ist.

Stattdessen geht im Konzertsaal immer mehr ein sofort einsetzender, donnernder Applaus, oft von Geschrei und Getrampel begleitet, los, der sie, wenn das Werk noch kaum zu Ende ist, brüsk und fast brutal ihrer Andacht entreißt. Und nicht nur sie. Es geht vielen von uns gelegentlich so.

Immer wieder müssen die Künstler erscheinen und sich verbeugen und lächeln, und schließlich kommt eine Zugabe und noch eine, und letzthin habe ich es erlebt, daß sogar am Schlusse des ersten Programmteils, vor und zum Teil auf Kosten der Verschnaufpause eine Zugabe erzwungen wurde.

Dabei ist diese Pause in einem anspruchsvollen Recital oder Kammermusikprogramm für den Ausübenden sicher kein Luxus, denn viele Zuhörer sind sich wohl kaum klar darüber, was für eine riesige Anstrengung – schon rein physisch – ein solches Programm von Meisterwerken bedeutet.

Nun, am Schluß ging es erst recht los – wie immer. Und die Spieler gaben, trotz der verkürzten Pause, freundlich nach, – und zu. Nach drei großen und sehr anstrengenden Quartetten.

«Die Leute wollen viel für ihr Eintrittsgeld», sagte jemand neben mir.

«Mach dir keine Sorgen, die Musiker würden nicht weiter spielen, wenn sie nicht mehr wollten oder könnten.»

Wie ist das nun? Darf man einen Musiker so weit über sein Programm hinaus beanspruchen?

Wenn ich den Wandrer frage – Ich meine zum Beispiel einen Kritiker. Ich tat es und er sagte schlicht, nein. Erstens hätten die Leute ihr Aeußerstes hergegeben und zweitens müsse auch sein, des Kritikers, Arbeitstag einmal ein Ende nehmen. So kommt es, daß gelegentlich die Kritiker eine Zugabe, oder sogar eine zweite oder dritte, nicht erwähnen. Weil sie sie nicht mehr gehört haben.

Es hat schließlich jeder sein Pensum, nicht wahr.

Aber die Künstler? Das Publikum läßt sie nicht so leicht ziehen. Es tobt. Man könnte sich fragen, ob es von den wilden Begeisterungszuständen, die die Yé-Yé entfesseln, angesteckt, diese Trancen der Jungen auf den Konzertsaal übertragen hat?

Annemarie aus Bern, die uns zu diesem Thema schrieb, äußert den Verdacht, daß es sich bei den ‹Demonstranten› vorwiegend um Anhänger der größten Virtuosität, der schnellsten Läufe und der rasantesten Darbietung der schwierigsten Passagen handle.

Ich bin nicht überzeugt. Ich habe dieselben Begeisterungsdemonstrationen in klassischen Kammermusikkonzerten erlebt, die meist wenig Gelegenheit zu Virtuosentum bieten, weil es hier auf ganz andere Dinge ankommt. Und trotzdem – ich habe den wilden Beifall nicht bloß miterlebt, sondern manchmal sogar mitgemacht. Und nach den Zugaben war ich begeistert, aber ich hatte aus den oben angeführten Gründen manchmal ein schlechtes Gewissen. Da habe ich also weiter gefragt. Einen von denen, die oben stehen und gefeiert werden und sich zu Zugaben bewegen lassen. Seine Antwort hat mich überrascht und beruhigt. Er gab zwar zu, man sei manchmal sehr müde, aber der schwerste Teil eines Konzertes sei – wenigstens für ihn – immer die erste Nummer, die Kontaktnahme mit dem Raum, dem Licht, vor allem dem Publikum. Nachher spiele man sich warm und der stürmische Beifall sei eine wohltuende Bestätigung dafür, daß man seine Sache recht gemacht habe, und die Zugabe komme meist von Herzen, weil man ‹im Schuß› sei.

Vielleicht geht es dem Publikum ähnlich, wenn es ‹erwärmt› und begeistert ist. Und da es vor allem die Jungen sind, die am herzlichsten Radau machen und mehr und mehr verlangen – ist es nicht im Grunde schön, daß sie im Konzertsaal mit dem gleichen Begeisterungsrausch reagieren, wie ihre Kameraden auf die Yé-Yé? *Bethli*

Die Sorgen des Monsieur Dupont

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er lebt auch von seinen Vorurteilen, die er sich wie Konfitüre kiloweise aufs tägliche Brot streicht, um sie dann portionenweise etwa in folgenden Verpackungen abzugeben: «Alle Zürcher sind Snobs und denken nur ans Geld; alle Welschen sind leichtfertig, alle Tessiner faul, alle Berner oder gar Basler – nun ja, Sie wissen schon! Die ch.... Ausländer hingegen trifft die ganze Schuld für unsere Wohnungsnot sowie für die Inflation, und die Italiener unter ihnen sind ohnehin alle Messerstecher ...»